

OSCAR DE MURIEL
Die Totenfrau von Edinburgh



Buch

Madame Katerina, Hellseherin und Detective McGrays enge Vertraute, hält eine Séance mit Mitgliedern von Edinburghs wohlhabendsten Familien im edlen Viertel Morningside ab. Als der Kammerdiener im Morgen grauen eintrifft, sind alle sechs Teilnehmer am Séance Tisch tot. Nur Madame Katerina selbst hat schwer verletzt überlebt und gerät so unter Mordverdacht. Sie beteuert, dass der herbeigerufene Geist die Opfer aus Rache tötete. Der abergläubische McGay, der seiner alten Bekannten natürlich jedes Wort glaubt, muss trotzdem eine logische Erklärung für den Fall finden, möchte er Madame Katerina vor dem Galgen bewahren. Verzweifelt bittet er seinen ehemaligen Kollegen Inspector Frey um Hilfe, der sich nach dem schrecklichen Mord an seinem geliebten Onkel in großer Trauer auf dessen Gut in Gloucestershire zurückgezogen hat. Und dieses Mal fällt es selbst dem vernunftbegabten Engländer schwer, nicht an Geister zu glauben ...

Weitere Informationen zu Oscar de Muriel
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Oscar de Muriel

Die Totenfrau
von Edinburgh

Ein Fall für Frey & McGrey

Aus dem Englischen
von Peter Beyer

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Darker Arts« bei Orion Fiction,
an imprint of The Orion Publishing Group Ltd., London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

3. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2021

Copyright © der Originalausgabe 2019 by Oscar de Muriel

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Eva Wagner

MR · Herstellung: kw

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

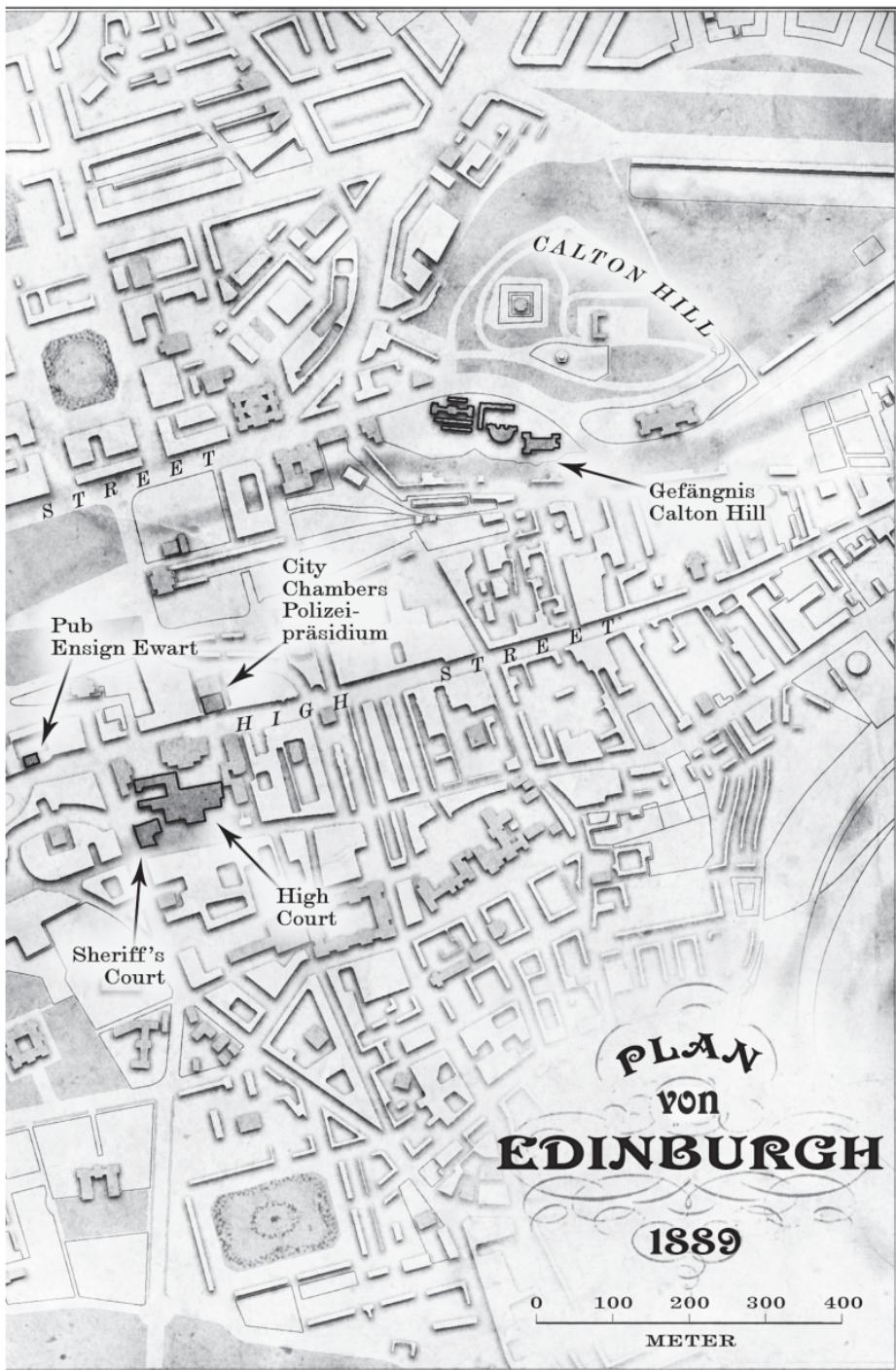
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49111-7

www.goldmann-verlag.de

Das fünfte ist für meine
allerliebste Schwester Olivia.
Endlich!





Ich habe meinen Tod gesehen.
Ich sah mich hängen.

Ich sah die Menge um mich herum jubeln.
Ich spürte die Schlinge um meinen Hals;
das würgende Gefühl;
die Haut, die zu reißen drohte.

Und du warst dabei.
Ich sah deine Tränen.

Du warst immer da ...

A. K. Dragnea

1883

2. Juli

Öffentliche Anhörung vor dem Sheriff's Court Dundee nach dem Tod von Mr James McGrey und seiner Gattin Amina McGrey (geborene Duncan)

Die Schritte, mit denen Doktor Clouston zögerlich vortrat, wirkten ohrenbetäubend in der Totenstille, die im Gerichtssaal herrschte. Seine Hände zitterten, und er musste sie zu Fäusten ballen, um seine Beklemmung zu verbergen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle Blicke feindselig, so als wäre er es gewesen, der die Morde begangen hatte.

Er nahm im Zeugenstand Platz, hob das Kinn, legte den Eid ab und wartete, bis der Staatsanwalt auf ihn zutrat.

Der glatzköpfige Mann, dessen Kopfhaut so glatt und bleich war wie polierter Marmor, ließ sich Zeit. Er sortierte Dokumente und las dabei einige von ihnen noch einmal durch, während die Spannung im Raum mit Händen zu greifen war und alle still verharren.

Clouston blickte den jungen Adolphus McGrey an, der soeben seine Aussage gemacht hatte. Der Fünfundzwanzigjährige ragte aus den Reihen der Sitzenden heraus, da er größer war als die meisten anderen und breite Schultern und rabenschwarzes Haar hatte. Außerdem war sein Gesicht bleicher als das aller anderen, während er auf seine bandagierte Hand hinabstarrte, die er sich gegen die Brust gepresst hielt. Die Wunde war noch nicht gänzlich verheilt.

»Doktor Thomas Clouston«, stieß der Staatsanwalt unvermittelt aus, worauf der eine oder andere im Gerichtssaal zusammenfuhr. »Von der Königlichen Irrenanstalt Edinburgh.«

Während er aus der Personalakte vorlas, trat er, spöttisch grinsend, näher. Cloustons Blick blieb an einem Bleizahn hängen.

»Das ist korrekt«, bestätigte der Arzt, der augenblicklich eine Abneigung gegen den Mann verspürte.

»Können Sie uns schildern, was an jenem Abend geschehen ist?«

»Ich bin ausschließlich hier, um über den Geisteszustand von Miss McGray Zeugnis abzulegen.«

»Oh, seien Sie doch so nett, Doktor.«

Murrend kam Clouston der Aufforderung nach. »Ich erhielt ein Telegramm, in dem mir mitgeteilt wurde, dass Mr McGray und seine Gattin angegriffen worden seien. Dass sie bedauerlicherweise verschieden waren. Dass ihr Sohn verletzt worden sei und ihre Tochter in ihr Zimmer habe gesperrt werden müssen. Als ich eintraf ...«

»Nein, nein, Doktor«, unterbrach ihn der Staatsanwalt. »Vorher. Ich möchte wissen, was vorher an diesem Tag geschehen ist.«

Clouston schnaubte. »Ich kann nur berichten, was ich von Mr McGrays Sohn und den Bediensteten gehört habe. Ich sehe nicht, inwiefern die Aussage eines Dritten ...«

»Bitte«, schaltete sich nun der Sheriff von seiner erhöhten Position aus ein, »beantworten Sie die Frage des Staatsanwalts.« Sein »Bitte« klang eher wie ein Knurren.

Clouston räusperte sich. Je rascher er seiner Pflicht nachkam, desto schneller würde er es hinter sich haben.

»Nach dem, was mir erzählt wurde, verließen Adolphus

und Amy, der Sohn und die Tochter von Mr McGray, am frühen Abend das Haus. Sie unternahmen einen Ausritt, da es trotz der fortgeschrittenen Tageszeit draußen noch freundlich war. Um ihren Pferden eine Rast zu gönnen, legten sie nach einer Weile eine Pause ein und setzten sich an den kleinen See, der an das Grundstück der Familie angrenzt. Sie plauderten eine Weile miteinander, bis Miss McGray dann sagte, sie sei unpässlich, und ...«

»Inwiefern unpässlich?«

»Auch hier kann ich nur wiederholen, was ...«

»Inwiefern?«

Ungeduldig zwirbelte Clouston seinen Schnurrbart. »Ihr Bruder sagte, sie habe über Kopfschmerzen und Atemnot geklagt. Sie beschloss, die Rückkehr zum ...«

»Allein?«

»Ja.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Ich gehe fest davon aus, dass es vor der Abenddämmerung war.«

»Sie sagten, die beiden seien am frühen Abend aufgebrochen. Glauben Sie, sie könnten so lange geritten sein, dass die Pferde eine Ruhepause benötigten, und danach noch einen Plausch gehalten haben, und das alles noch vor Sonnenuntergang?«

»Ist Ihnen der Mittsommer nicht geläufig, Mr Pratt?«

Im Gerichtssaal brach Gelächter aus, und allein die Nennung seines Namens bewirkte, dass ein unkontrollierbarer Tic die Lippe des Staatsanwalts zucken ließ.

»Es erscheint mir schlichtweg sonderbar«, sagte er mit unheilvoll klingender Stimme, »dass eine junge Lady sich dazu entscheiden sollte, alleine zu reiten, mitten in der Wildnis, während der Tag sich bereits seinem Ende zuneigte.«

»Es handelte sich um das Grundstück der Familie. Das Mädchen war wahrscheinlich dort schon viele Male allein entlanggeritten.«

»Und sie bestand darauf, ihr Bruder solle zurückbleiben?«

»Sie haben es ihn gerade selbst sagen gehört.«

»Eine junge Lady, die sich unwohl fühlt, lehnt es trotz zunehmender Dunkelheit ab, sich nach Hause begleiten zu lassen. Und das Nächste, was wir erfahren, ist, dass sie Amok läuft und die einzigen beiden Personen im Haus tötet. Kommt Ihnen das nicht ein wenig verdächtig vor?«

»Verdächtig?«

»Sie war kerngesund, als sie ihren Bruder verließ, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und nur Minuten später wird sie zu einer mordlustigen Furie?«

Bei dieser Bemerkung fuhr Adolphus hoch, und er starrte den Staatsanwalt zornig an. Der neben ihm postierte beliebte Gerichtsdienner drückte ihn wieder auf seinen Stuhl hinunter. Es war nicht das erste Mal am heutigen Tag, dass der junge Mann die Beherrschung verlor.

Clouston holte tief Luft. »Das ist ein ungewöhnlicher Verlauf, aber nicht beispiellos. Die Funktionsweise des Verstandes bleibt bedauerlicherweise ein Rätsel.«

Der Staatsanwalt nickte, setzte jedoch ein leicht süffisantes Lächeln auf. »Sie halten also am Antrag auf verminderte Schuldfähigkeit fest?«

»Allerdings. Das Mädchen befindet sich zurzeit in meiner Obhut.«

»Wann haben Sie sie in Ihre – ähm – höchst ehrenhafte Anstalt gebracht?«

»Direkt am nächsten Tag.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Sie stellte eine Gefahr für sich selbst und für andere dar. Bei unserer ersten Begegnung hat sie mich angegriffen.«

»Ach ja«, erwiederte der Staatsanwalt und wandte sich wieder dem Publikum zu, um nun Betsy anzuschauen, die stämmige, in die Jahre gekommene Haushälterin der Mc-Grays, und George, den wettergegerbten Butler. »Wie diese Bediensteten aussagten, haben Sie Miss McGay bei Ihrem Eintreffen mühelos überwältigt.«

Clouston, der eine Falle witterte, holte Luft. »Ja. Das war mir möglich.«

Der Staatsanwalt glückste. »Es gelang dem Mädchen also, zwei putzmuntere Erwachsene zu töten und ihren Bruder zu verstümmeln, der, wie wir vor Augen haben, nicht gerade ein Fliegengewicht ist ... und doch kamen Sie, Doktor, zu keiner Zeit zu Schaden.«

Clouston strich sich über seinen langen dunklen Bart. »Das ist richtig. Als ich eintraf, war Miss McGay ausgehungert und dehydriert. Die Hausangestellten hatten sie in ihrem Schlafzimmer eingesperrt, und niemand wagte sich in ihre Nähe. Das arme Mädchen hatte einen Tag lang nichts gegessen oder getrunken. Sie war nur noch in der Lage, für einen kurzen Moment ein Messer zu zücken. Mit diesem stürzte sie sich auf mich, brach dann aber zusammen.«

Aus dem Augenwinkel heraus schaute Clouston auf die Geschworenen. Hier und da bemerkte er ein Kopfnicken.

»Hat sie noch etwas gesagt?«, erkundigte sich der Staatsanwalt. »Bevor sie zusammenbrach?«

Auf diese Frage hatten alle gewartet. Die Leute reckten den Hals und lauschten gespannt. Einige blinzelten nicht

einmal. Zwar kursierten bereits Gerüchte, doch Clouston war der Einzige, der die letzten bekannten Worte des Mädchens vernommen hatte.

»Denken Sie daran, dass Sie hier unter Eid stehen«, mahnte der Staatsanwalt.

Clouston schaute Adolphus an. Sie beide hatten darüber gesprochen. In seinen blauen Augen lag ein gequälter, flehender Blick. *Erzählen Sie es ihnen nicht*, schien er zu bitten.

Aber er stand unter Eid ...

Der Doktor schluckte und spie die Worte dann förmlich aus. »Sie sagte: *Ich bin nicht verrückt* ...«

Raunen und Laute des Erstaunens kamen auf. Triumphierend schritt der Staatsanwalt zur Geschworenenbank.

»Das Mädchen sagte selbst, es sei nicht verrückt! Und wenn sie nicht verrückt war, müssen diese Morde behandelt werden wie ...«

»*Oh, was für eine törichte Bemerkung!*«, brüllte Clouston und sprang auf. Seine dröhnende Stimme ließ alle im Raum verstummen. »Ich habe in den zurückliegenden zwanzig Jahren Hunderte von Patienten behandelt. Neun von zehn behaupten, sie seien nicht geistesgestört. Wollen Sie etwa, dass ich ihnen das abnehme und sie alle auf einmal entlasse – Mr Pratt?«

Erneut brandete tosendes Gelächter auf, worauf der Staatsanwalt dunkelrot anlief.

Noch bevor der Lärm verebbte, fuhr Clouston fort. »Außerdem sagte Miss McGray gleich danach, es sei alles ein Werk des Teufels.«

Augenblicklich verwandelte sich das Gelächter in schockierte Rufe und Laute des Erschreckens. Das war es, wonach die Leute gegiert hatten. Das waren die Aussagen, die

sämtliche Zeitungen in Dundee und Edinburgh am folgenden Tag abdrucken würden.

Clouston warf Adolphus einen besorgten Blick zu. Der junge Mann war im Begriff zusammenzubrechen und umklammerte mit der unversehrten Hand seinen Verband. Clouston empfand ein solches Mitleid mit ihm, dass es ihm zu Herzen ging – und doch musste die Wahrheit berichtet werden ...

Er richtete seinen Blick direkt auf die Geschworenen. »Miss McGray, ein zierliches Mädchen von sechzehn Jahren, wandte sich gegen ihre Mutter und ihren Vater, die sie über alles *liebte*, und tötete die beiden. Sie wurde hysterisch und musste gebändigt und sediert werden. Es besteht kein Zweifel daran, dass sie nicht sie selbst war. Sie ...« Clouston senkte den Blick, und nun schwang Trauer in seiner Stimme mit. »Sie wird womöglich nie wieder sie selbst sein.«

Seine Worte hingen eine ganze Weile im Raum, bis der Staatsanwalt mit der Zunge schnalzte.

»Eine sehr zu Herzen gehende Geschichte – jedoch ohne Aussagekraft. Das Mädchen muss vor Gericht aussagen.«

»Was!?!«, brüllte Adolphus von seinem Platz aus los.

Die Menge jubelte und klatschte, und einige Männer rieben sich geradezu lüstern die Hände. Eine junge Frau vor Gericht verhieß stets ein großartiges Schauspiel.

Der Staatsanwalt nahm die Unruhe in den Reihen der Geschworenen wahr, die miteinander tuschelten, und sagte in höhnischem Ton: »Ich fürchte, die Unzurechnungsfähigkeit des Mädchens muss ordnungsgemäß ...«

»*Ihre Unzurechnungsfähigkeit ist bewiesen!*«, machte Clouston geltend, nun ausschließlich an den Richter und die Geschworenen gerichtet. »Mein Bericht ist umfassend. Ich habe ihn heute Morgen abgegeben, Sie können ihn so-

fort lesen. Einer meiner Kollegen aus Inverness ist unterwegs, und ich bin davon überzeugt, dass er meine Erkenntnisse uneingeschränkt bestätigen wird. Sie entsprechen den Bestimmungen des *Lunacy Act* über psychische Gesundheit.«

Wie ein Wolf auf der Pirsch näherte sich ihm der Staatsanwalt. »Und in der Zwischenzeit wollen Sie einer potenziellen Mörderin Unterschlupf in Ihrer Anstalt gewähren?«

Erneut sprang Adolphus auf. »Sie verfluchter Schwachkopf!«

Auf ein Zeichen des Richters hin eilten zwei weitere Gerichtsdiener herbei, um Adolphus aus dem Gerichtssaal zu zerren. Noch während sie alle Hände voll damit zu tun hatten, fuhr Clouston fort.

»Was sollen wir Ihrer Meinung nach tun, Mr Pratt? Das Mädchen herbeischaffen, damit sie zum Affen gemacht werden kann? Damit wäre niemandem gedient außer Ihrem krankhaften Verlangen, dabei zuzuschauen, wie ein hilfloses Geschöpf öffentlich gedemütigt wird.« Er wandte sich dem Sheriff und den Geschworenen zu. »Das Gesetz muss eingehalten werden. Dieses Mädchen hat hier nichts verloren. Das Gericht muss ihr gegenüber menschliches Mitgefühl aufbringen.«

»Hat sie denn ihrer eigenen Familie gegenüber Mitgefühl aufgebracht?«

Nun kam es zu einem Tumult. Zuschauer sprangen auf, klatschten und pfiffen und verlangten lauthals, das Mädchen müsse vor Gericht erscheinen. Sie wollten ihr Blut, ihre Würde.

Clouston spürte, dass sich Tränen der Wut in seinen Augen sammelten. Vor seinem inneren Auge formte sich ein Bild, in dem er sich selbst und die McGrays als in Käfigen

gehaltene Beutetiere sah, umgeben von einer Meute aus Tausenden Hunden, die wie wild an ihren Ketten zerrten, die sie hielten. Ketten, die zu zerreißen drohten.

Eingehüllt in einen schwarzen Umhang mit Kapuze stand die Zigeunerin vor der Tür des Pubs. Sie presste ihre Hand mit krallenartigen, schwarz lackierten Fingernägeln gegen die Tür, zögerte vor dem Eintreten jedoch. Sie schaute sich nach beiden Seiten um und warf einen prüfenden Blick auf die Royal Mile. Zu dieser Tageszeit war die kopfsteingepflasterte Straße menschenleer. Sogar in der Schankwirtschaft war es ruhig.

»Soll ich Sie hineinbegleiten?«, bot ihr Diener an, der auf dem Kutschbock des Pferdewagens saß.

»Nein«, murmelte die Zigeunerin. »Warte hier.«

Leise trat sie ein und schaute sich um. Im Inneren war es stockdunkel, beleuchtet wurde der Raum lediglich vom goldenen Glanz verlöschender Glut, und es stank nach billigem Ale – die Zigeunerin erkannte den Geruch ihres eigenen Gebräus wieder.

Nur noch einige wenige Gäste waren zugegen. Es war eine Mischung aus den betrunkensten Männern in Edinburgh, die sich über ihre Pints oder ihr Whiskyglas beugten, sowie jenen, die anscheinend von einem solchen Kummer erfüllt waren, dass kein noch so großer Drink diesen ertränken konnte.

Der Erbe der McGrays war unschwer auszumachen. Ihre Kontaktpersonen hatten ihr berichtet, dass er dazu übergegangen war, sich in auffälligem Tartanmuster zu kleiden, doch selbst ohne die Hose und die Weste, die nicht zueinanderpassten, hätte sie seine große, kräftige Statur anhand der Zeitungsartikel wiedererkannt.

Sie hatte damit gerechnet, dass er am Boden zerstört wäre, eine traurige Erscheinung mit rotgeweinten Augen und mit einer Flasche Single Malt in der Hand. Stattdessen klebte der hochaufgeschossene junge Mann förmlich an der Schankwirtin.

Die beiden verlustierten sich in einer abgedunkelten Ecke des Schankraums miteinander, in einer engen Umarmung verschlungen wie zwei Kraken.

Als die Zigeunerin näher trat, streifte ihr Umhang das Knie eines der besonders üblichen Trunkenbolde in dem Etablissement.

Der Mann starrte sie schwankend an und stieß dann einen Pfiff aus. »He! Ihr beide gefällt mir!«

Sie drehte sich nicht zu ihm um, blieb nicht einmal stehen. »Ich würde dich mit einem Fluch belegen – wenn du noch irgendetwas zu verlieren hättest.«

Ihre wohlgewählten Worte, vorgebracht in einem sonderbaren osteuropäischen Akzent, trafen ihren Widersacher an seiner empfindlichsten Stelle. Bemüht, sein rot angelaufenes, verhärmtes Gesicht zu verbergen, senkte der Mann den Blick.

Die Zigeunerin trat energisch an den Tisch des Paars und stieß ein gackerndes Lachen aus.

»Du verschwendest aber keine Zeit, meine Liebe. Gut so!«

Die junge Wirtin schnellte hoch. Ihre Wangen waren so feuerrot wie ihre lockige Mähne. »Madame Katerina!«

Die Zigeunerin lächelte.

»Oh, du brauchst dich nicht zu schämen, Mary! Immerhin arbeitest du dich nach oben. Der hier ist viel attraktiver als der Halunke, den ich letzten Monat für dich verhexen sollte.« Sie senkte die Stimme. »Übrigens, seine Warzen dürften gerade kräftig wachsen.«

Sie ließ sich auf Marys Stuhl nieder, doch der junge McGary schnippte augenblicklich ungehalten mit den Fingern.

»He! Ich sagte nicht, dass Sie sich setzen sollen.«

In einem stummen Machtspiel starrten sie einander an. Seine Augen waren hellblau, die ihren leuchtend grün. Beide blickten listig.

Sie ergriff zuerst das Wort. »Ich glaube, Sie sollten sich anhören, was ich zu sagen habe.« Sie knöpfte ihren Umhang auf und ließ ihn von den Schultern gleiten.

McGrays Blick heftete sich sofort auf ihre ausladenden Brüste, die größten in ganz Edinburgh, die sie durch ihr tiefes Dekolleté aller Welt stolz präsentierte.

Sie lächelte. Damit brachte sie ihre Widersacher immer aus der Fassung.

»Möchten Sie einen Drink, Madam?«, fragte Mary, noch bevor es McGary gelang, seinen Mund wieder zuzuklappen.

»Ja, meine Liebe. Aber das gute Zeug, nicht die Pissee, die ich dir für deine Kunden verkaufe.«

Mary zwinkerte ihr zu. »Ich bringe Ihnen einen Single Malt aus der Brennerei der McGrays. Die verstehen sich auf ihr Handwerk.« Während sie das Hinterzimmer ansteuerte, tauschten Mary und McGary verschwörerische Blicke aus.

McGray war alles andere als erfreut.

»Ich will nicht unhöflich sein, Herzchen«, sagte er, »aber Sie sollten sich wirklich verpissen.«

»Oh! Haben Sie zu tun, mein Junge?«

»Aye. Ich feile mir gerade meine Nägel, sehen Sie das nicht, verdammt?«

Im Hintergrund war das Lachen des Trunkenbolds zu vernehmen. »Och, jetzt wirst du schneller fertig!«

McGray stürzte den Rest seines Drinks herunter und warf das Glas nach dem Mann. Es traf ihn genau zwischen den Augen und zerbarst. Der Betrunkene jaulte auf, sprang auf und versuchte eine Faust zu machen, geriet dann aber ins Schwanken, taumelte und schaute seine Hand so an, als würde er ihrer zum ersten Mal gewahr. Er stieß eine Reihe von Obszönitäten aus und torkelte dann schwerfällig hinaus.

»Adolphus!«, knurrte Mary, die mit einer weiteren Flasche zurückkam. »Das ist heute schon der dritte gute Kunde, den du mir vergraulst! Der hätte vielleicht noch eine weitere Flasche runtergekippt!«

»Ich bin mir sicher, dass sich meine Anwesenheit bezahlt macht, meine Liebe«, sagte Katerina und schenkte sich einen großzügigen Schluck ein. »Und ich verspreche dir, dass ich diesen hier nicht vergraulen werde.«

»Genau das tun Sie aber gerade!«, blaffte McGray.

Mary fasste ihn am Arm. »Ich bin gleich wieder da, Adolphus. Hör auf Madame Katerina.« Mit diesen Worten trippelte sie ins Hinterzimmer, eindeutig gemeinsame Sache mit der üppig ausgestatteten Zigeunerin machend.

McGray seufzte. »Was zum Teufel wollen Sie?«

Er verschränkte die Finger. Man hatte ihm den Verband vor Kurzem abgenommen, aber die Nähte am Stumpf des Fingers, den ihm seine eigene Schwester abgehackt hatte, sahen trotzdem schaurig aus.

»Ringfinger, rechte Hand«, kommentierte die Zigeunerin ein wenig trübsinnig. »Genau wie es in den Zeitungen stand.«

»Aye. Ich bin froh, dass ich nicht den hier verloren habe – oder diese beiden hier!«

Sie lächelte. »Sie sind mir schon jetzt sympathisch.« Sie schwenkte das Glas, schnupperte an dem Getränk, geneh-

migte sich einen kräftigen Schluck und verzog das Gesicht.
»Ahh, wirklich ein gutes Tröpfchen!«

»Ich hasse es, wenn ich zweimal fragen muss. Was zum Teufel woll...«

»Ich glaube Ihnen Ihre Geschichte, mein Junge.«

McGray schaute auf. Der Lichtschein des Herdfeuers spiegelte sich in seinen Augen und verwandelte ihr Blau in feuerrotes Bernstein.

»Treiben Sie keine Spielchen mit mir!«, warnte er, legte eine Hand auf den Tisch und ballte sie langsam zur Faust.

»Ich bin schon einer Menge Quacksalbern wie Ihresgleichen begegnet. Ihr seid mit euren billigen Tricks und Lügen doch nur alle hinter dem Geld her.«

»Werfen Sie mich nicht mit denen in einen Topf, Junge. Ihr Verlust tut mir sehr leid.«

»Was geht Sie das an?«

Sie lächelte gequält. »Ich weiß, wie sich das anfühlt. Ich habe meine Eltern verloren, als ich noch blutjung war. Sie können von Glück reden.«

»Glück! Aye.«

»Sie haben Ihre Fäuste, Ihr Stadthaus und Ihre Brennreien ...« Sie schwelgte in dem Bukett des Getränks. »Ich hatte nichts dergleichen. Ich war ein bettelarmes Mädchen mit einem komischen ausländischen Akzent, ganz auf sich allein gestellt. Ich tauschte alles, was Sie sich nur vorstellen können, gegen einen schimmligen Laib Brot oder eine Nacht mit einem Dach über dem Kopf. Manchmal ...«

Sie verstummte, verschluckte plötzlich die Worte, die sie hatte sagen wollen. Stattdessen nahm sie einen ausgiebigen Schluck und räusperte sich schließlich.

»Aber ich habe mich hochgearbeitet. Ich bin weder verzweifelt noch hilflos und werde es auch nie wieder sein.

Glauben Sie mir, ich bin nicht hier, um zu betteln oder mich an Ihnen schadlos zu halten. Ich bin hier, um zu helfen. Auch wenn mir, als ich auf der Straße stand, niemand geholfen hat.«

Mitfühlend und gleichzeitig verärgert verzog McGary den Mund. Dieses kurze Aufblitzen von Empathie bewirkte, dass die Zigeunerin lächelte. Dies war ihre Chance – ein Riss im Schutzschild des jungen Mannes.

»Sie glauben, etwas gesehen zu haben«, flüsterte sie entrückt und zischte dabei wie eine Schlange. »Etwas, das Sie sich nicht erklären können ... Sie haben sogar schon befürchtet, vielleicht selbst verrückt geworden zu sein.«

McGray blieb stumm, starrte sie an, ohne zu blinzeln, während er langsam und tief die Luft einsog.

»Sie haben den Teufel gesehen, nicht wahr? Sie haben seine Hörner und sein verbranntes Fleisch erblickt. Sie haben gesehen, wie er fortgelaufen ist. Ist es nicht so?«

Erregt schnappte McGary nach Luft. »Woher wissen Sie das?«

Die Zigeunerin legte beide Hände auf den Tisch. Ihre Nägel waren geformt wie die Krallen eines Adlers.

»Ich sehe diese Dinge, mein Junge. Ich sehe, dass Ihrer kleinen Schwester etwas Furchtbare widerfahren ist. Etwas Dunkles und so Grausiges, dass es nicht zu ertragen ist.«

In diesem Moment fegte ein Luftzug durch die Tür herein, stieß sie einen Spalt auf und ließ die Glut aufflackern.

»Solche Ereignisse hinterlassen eine Spur, mein Junge«, beharrte sie. »Sie stinken. Dies alles riecht nach Dämonen.«

McGray hob an, um etwas zu erwidern. Mittlerweile sprach ganz Edinburgh von nichts anderem mehr als von Cloustons Aussage. Pansy hatte den Teufel erwähnt, das

hatten alle Zeitungen abgedruckt. Dies wollte er der Frau nun auch mitteilen, sie am Arm packen und hochkant hinauswerfen. Doch da war etwas in ihren Augen, das er nicht zu ignorieren vermochte. Sie schaute ihn mit einem geradezu mütterlichen Blick an.

Schließlich beugte sie sich zu ihm vor und flüsterte: »Sie haben gesehen, was wirklich geschehen ist, nicht wahr? Sie haben gesehen, was ich sehen kann.«

Die von draußen eindringende Kälte kroch ihm allmählich in die Knochen. So robust er auch sein mochte, konnte er ein leichtes Schaudern doch nicht unterdrücken.

»Da ist noch etwas, was ich sehe«, fuhr sie unvermittelt fort, so als hätte McGray aufgrund dieses kurzen Zitterns seine Deckung verloren. Sie lächelte, doch es war ein warmerherziges, erleichtertes Lächeln. »Ihre kleine Schwester ist vielleicht nicht ganz verloren. Noch nicht.«

McGray spannte seinen ganzen Körper an. Diese Anspannung fühlte sich an wie ein Schutzschild, der die Zigeunerin irgendwie in Schach hielt. Da war nun eine Frau, die ihm genau die Worte sagte, die zu hören er sich so verzweifelt gewünscht hatte. Ein Grund mehr, weiter auf der Hut zu sein.

Er sagte nichts, während sie sich noch näher zu ihm vorbeugte. Ihre Augen glitzerten wie glühende Kohlen.

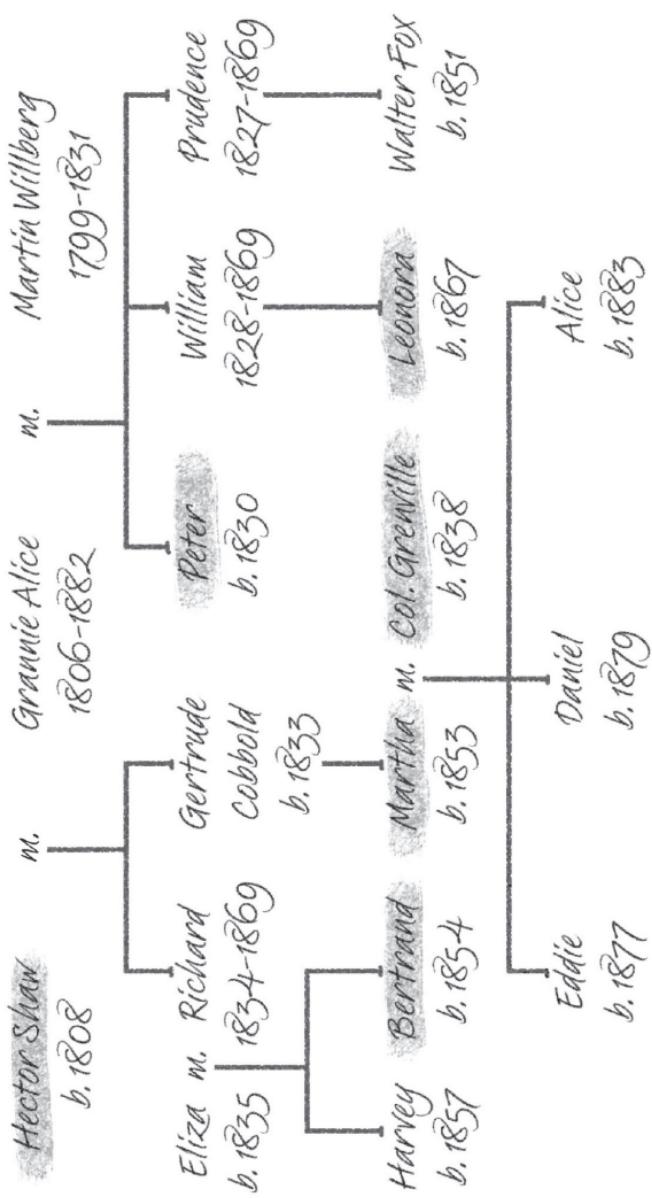
»Ich kann Ihnen helfen.«

McGray reckte das Kinn und ballte eine Faust noch fester zusammen. Und doch war er nicht imstande, den Blick von ihr abzuwenden.

Das Lächeln der Zigeunerin wurde breiter.

»Wir können uns gegenseitig helfen.«

1889



PROLOG

Freitag, 13. September 1889

23.30 Uhr

»Deine verdammte Zigeunerin verspätet sich!«, bellte Colonel Grenville, während er durch das Fenster auf den im Dunkel versunkenen Garten hinausstarnte. Er hatte so kräftig auf der Zigarre in seinem Mundwinkel herumgekaut, dass er jetzt lauter Tabakkrümel im Mund hatte. Er spuckte sie aus und wandte sich wieder dem abgedunkelten Raum zu, doch der Anblick der anderen Anwesenden trug ganz und gar nicht zur Verbesserung seiner Stimmung bei.

Leonora hatte die Nase in ihr vermaledeites Buch über Geisterbeschwörung und ähnlichen Unsinn gesteckt, während die zahlreichen Kerzen auf dem runden Tisch Schlagschatten auf ihr hageres Gesicht warfen.

»Sie kommt schon noch«, erwiderte die Zweiundzwanzigjährige, die traumverloren vor sich hin starrte, so als sei sie darauf bedacht, selbst wie eine Erscheinung daherkommen. So, wie das alberne Mädchen sich als perfekte Wahrsagerin gefiel, dachte Colonel Grenville, hatte sie sich eine saftige Ohrfeige verdient.

Mrs Grenville, die auf der Kante eines Sofas in der Nähe saß, fächelte sich besorgt Luft zu. Das fortwährende Rascheln der Federn war das einzige Geräusch in der ange-

spannten Atmosphäre des Salons. Sie warf ihrem Gatten einen ängstlichen Blick zu – der Colonel war nur selten zum Warten verurteilt gewesen. Selbst als er ihr einen Antrag gemacht hatte, hatte sie sich trotz ihrer Aufregung genötigt gefühlt, mit militärischer Promptheit eine Antwort zu geben. Damals hatte sie es sehr romantisch gefunden. Im Nachhinein jedoch ...

Sie stieß einen erschöpften Seufzer aus.

Der alte Mr Shaw, ihr Großvater, saß stocksteif neben ihr. Der weiße Kinn- und Backenbart des Mannes und der goldene Rahmen seiner runden Brille glänzten im Lichtschein der Kerzen, doch davon abgesehen war von ihm kaum etwas wahrzunehmen. Wie ein Gespenst führte er seine gebrechliche Hand in den Lichtkegel und hielt das Handgelenk seiner Enkelin fest, um das Wedeln des Fächers zu beenden.

»Danke, Hector«, erklang eine heisere Stimme aus den Tiefen des Schattens. Es war die Stimme eines Mannes, den der Colonel verabscheute: Mr Willberg. Schwarz gekleidet und so gut wie unsichtbar stand er in einer abgedunkelten Ecke. Wie aus dem Nichts heraus trat der Mann nun einige Schritte ins Licht und begann auf und ab zu gehen. Peter Willberg war fast zehn Jahre älter als der Colonel und der einzige anwesende Mann, der es mit ihm aufzunehmen wagte. Dies wusste Colonel Grenville und starrte nun zornig auf Willbergs zottigen und gekräuselten Bart, der pechschwarz war, obschon der Mann dünnes, ergrauendes Kopfhaar hatte.

»Sie werden jemanden bitten müssen, das hier sauberzumachen«, erklärte Mr Willberg dem Colonel und deutete dabei mit dem Kopf auf die Tabakkrümel auf dem roten Teppich.

»Fahren Sie zur Hölle, Pete!«, blaffte Colonel Grenville.
»Das hier ist mein Haus, verflucht noch mal!«
»Oh, ist es das jetzt?«, feixte Mr Willberg.

Niemand sagte etwas, alle warteten auf die Reaktion des Colonels. Leonora war die Einzige, die sich rührte – sie streckte die Hand aus, um den Arm von Mr Willberg zu drücken. Mit flehentlichem Blick bat sie ihn, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Trotzig warf der Colonel seine Zigarre auf den Boden und zog eine neue aus seiner Tasche hervor.

»Das Letzte, was wir brauchen, ist noch mehr verfluchter Qualm, Sie Narr!«, schimpfte Mr Willberg.

Zumindest mit dieser letzten Bemerkung stimmten alle überein. Die Luft in der kleinen Kammer war dick. Eklige Rauchschwaden waberten zwischen den flackernden Kerzenflammen.

»Dann sagen Sie Ihrer verfluchten Nichte, sie soll diese verdammten Dinger ausblasen!«, zeterte der Colonel.

»Wir müssen das Zimmer reinigen!«, rief Leonora ihrerseits und hob dabei die Arme, so als müsse sie sich wappnen, diese brennenden Kerzen zu verteidigen. Es waren diejenigen, die ihre Großmutter vor so vielen Jahren gesegnet hatte und die – der Zigeunerin zufolge – der Schlüssel zu ihrer aller Erfolg waren. »Wir brauchen sie, um mit den Toten in Kontakt zu treten!«

»Na, kommen Sie«, sagte der alte Mr Shaw, während er sich sein schon durchweichtes Taschentuch auf die Stirn presste. »Wir sind alle ... wir sind alle sehr nervös.«

Alle hörten die Furcht heraus, die in seiner Stimme mit schwang, und verstummten augenblicklich. Falls die Séance erfolgreich sein würde, würde der arme alte Mann mit Dämonen konfrontiert werden, die sich keiner der anderen

auch nur vorstellen konnte. Mrs Grenville legte eine Hand auf die ihres Großvaters, doch der Mann zuckte zurück und entzog sie ihr.

»Ist dieser Angsthase von Bertrand zur Stelle?«, wollte der Colonel wissen.

Augenblicklich war eine Fistelstimme von der Tür des Salons zu vernehmen. Bertrand hatte sich in den Türrahmen gelehnt. »A... Aye. Ich bin hier, Sir. Tut mir leid. Es ist so stickig im Zimmer.«

Schnaubend warf ihm der Colonel einen verächtlichen Blick zu. Bertrand verkörperte alles, was er an Männern hasste: Er war kränklich, unbeholfen, unsicher auf den Beinen, hatte eine piepsige Stimme und nervöse, zappelige Hände, die er sich andauernd an der Brust rieb. Viele Male schon hatte der Colonel eine Bemerkung über Bertrands eunuchenhaftes Gebaren gemacht – mehr als einmal hatte er es ihm sogar direkt ins Gesicht gesagt, doch der dumme Kerl kicherte dann nur, als wäre alles ein Scherz. Seine Manieren mochten kindisch sein, doch der Bursche war gar nicht mehr so jung; sein fettiges Haar, das er stets mit zwanghafter Sorgfalt scheitelte und glättete, ergraute oben auf dem Schädel bereits. Die Gattin des Colonels war Bertrands Cousine ersten Grades, und es erzürnte ihn nach wie vor, dass seine drei Kinder blutsverwandt mit einem solch hirnlosen Trampeltier waren.

»Da kommt sie!«, informierte Mr Willberg, der zum Fenster hinausspähte.

Bertrand kniff die Augen zusammen, denn ihm war vor dieser Aussicht von Anfang an bang gewesen. Er war nur deshalb hier zugegen, weil seine Tante Gertrude just an diesem Morgen gekniffen hatte und für diese Zeremonie der Zigeunerin zufolge sieben Personen nötig waren.

Mrs Grenville stand auf, wobei sie an den Perlen ihrer eng anliegenden Halskette herumnestelte, und erblickte den Lichtschein einer Kutsche, die sich durch den Garten näherte. Die Nacht war so dunkel, der Himmel so dicht mit Wolken verhangen, dass es aussah, als glitte der Wagen in-mitten einer endlosen Leere dahin.

Sie trat näher ans Fenster. Dabei streifte sie versehentlich mit der Schulter die von Mr Willberg, worauf sie beide zusammenzuckten. Sie bemerkte, dass der Mann sich stark verändert hatte, und auch die ihn ständig begleitende Bier-fahne war stärker als üblich.

Der Colonel schob sie brüsk beiseite, um einen Blick nach draußen zu werfen. Dort sah er, wie Holt, sein korpu-lenter Hausdiener mittleren Alters, vom Kutschbock sprang und einer Gestalt herunterhalf, die aussah wie ein Bündel extravaganter Vorhänge.

Kurz darauf betrat Holt den Salon, und als nach ihm die Zigeunerin eintrat, erstarrten sämtliche Anwesenden. Sie benötigten allesamt einen Moment, um die Frau zu mustern, und selbst der Colonel musste einräumen, dass sie et-was Irritierendes an sich hatte.

Die Frau war unersetzt, kräftig gebaut und in zahllose Schals, Umschlagtücher und Schleier jeglicher Farbe ge-hüllt. Ihr Gesicht war kaum zu erkennen, da sie den Kopf mit einem Schleier aus schwarzem Tüll umhüllt hatte, der mit billigen Pailletten besetzt war, die bei jeder ihrer Be-wegungen leise klimperten. Die vielen Stofflagen sonder-ten einen stechenden pflanzlichen Geruch ab, der so kräftig war, dass er den der wabernden Rauchschwaden über-deckte. Ihre Hände steckten in schwarzen, fingerlosen Handschuhen, sodass von ihr einzig und allein die Spitzen ihrer kräftigen, blassen Finger mit krallenartigen Finger-

nägeln zu sehen waren – sie bewegte sie langsam, so als trommele sie auf einen unsichtbaren Tisch.

Die junge Leonora sprang hoch, rannte auf die Frau zu und griff nach einer dieser bedrohlich wirkenden Hände.

»Madame Katerina, es ist mir eine Ehre! Ich wusste, dass Sie kommen würden.«

»Zu denen, die mich brauchen, komme ich immer«, erwiderte sie mit heiserer, fremdländisch klingender Stimme.

»Oder zu denen, die Sie bezahlen«, zischte der Colonel zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Leonora wandte sich ihm zu und machte Anstalten, eine scharfe Erwiderung zu geben, doch die Zigeunerin fasste ihren Arm.

»Lassen Sie es gut sein, Kind. Dieser Raum ist ohnehin schon in ziemlichem Aufruhr.«

»Oh, aber ich habe ihn doch gereinigt, wie Sie es wünschten, Madam! Wie Grannie Alice es auch getan hätte.«

Der Colonel trat auf Holt zu und bellte ihn an: »Warum hast du so lange gebraucht?«

Holt öffnete gerade den Mund, um etwas zu erwidern, als die Zigeunerin auch schon selbst Antwort gab.

»Ich war noch mit etwas anderem beschäftigt.«

Der Colonel stieß ein lautes »Ha!« aus, was die Zigeunerin jedoch ignorierte. Stattdessen zog sie einen ihrer Fingerringe aus, legte die Handfläche an die Wand und strich langsam damit über die Eichenvertäfelung. Ihre langen, schwarz lackierten Fingernägel schimmerten im Lichtschein der Kerzen. Dann wandte sie sich Leonora zu.

»Sie haben Recht getan, Mädchen. Wir können die Rituale hier durchführen ... aber nur gerade so eben.« Sie trat näher an den Tisch mit den Kerzen heran, und nun durchdrang das Licht den dünnen Stoff ihres Schleiers, und alle

erblickten das Funkeln ihrer listig schauenden Augen, mit denen sie einen nach dem anderen musterte. Erst als sie sie alle studiert hatte, ergriff sie wieder das Wort. »Ja, nur gerade so. Hier lastet zu viel Schuld.«

Ihre Worte bewirkten, dass mehr als einer der Anwesenden schluckte.

»Die Stühle, Bertrand!«, blaffte Mr Willberg, worauf der zappelige Mann zusammenfuhr und dann damit begann, Stühle aus dem angrenzenden Speisezimmer hereinzu-schleifen. Das Quietschen des Holzes auf dem Fußboden war für den alten Mr Shaw so unerträglich, dass seine Enkeltochter zu ihm gehen und ihm die Hand halten musste.

Leonora führte Madame Katerina an den runden Tisch. »Wir haben die Bediensteten weggeschickt, Ma'am. Sie haben alle schon vor Sonnenuntergang das Haus verlassen, genau wie Sie es sich erbeten hatten.«

Die Frau warf einen anerkennenden Blick auf den Tisch und nickte zustimmend.

Bertrand stellte den siebten Stuhl an den Tisch, und Leonora bot der Zigeunerin so ehrerbietig einen Sitzplatz an, als hätte sie es mit Queen Victoria persönlich zu tun. Die Frau nahm Platz, während Bertrand ein Stativ hereinbrachte und es ungeschickt am Fenster aufstellte.

»Wofür ist das?«, fragte sie. »Eine Kamera?«

Mit vor Begeisterung funkelnden Augen setzte sich Leonora neben sie. »Oh, bitte, *bitte* tun Sie mir den Gefallen, Ma'am. Ich möchte Photographien von dieser Sitzung machen. Ich habe gelesen, dass die Geister manchmal auf den Platten sichtbar sind.«

Die Zigeunerin blieb stumm, ihre Miene war unergründlich.

»Von derlei habe ich noch nie gehört«, sagte sie schließlich.

»Hinterlassen Sie nicht gerne Beweise?«, fragte der Colonel, der neben der Hellseherin saß und mit herablassender Miene an seiner Zigarette schmauchte.

Die Zigeunerin legte beide Hände auf den Tisch, so als wolle sie unter Beweis stellen, dass sie Herrin der Lage war. »Nicht mehr als Sie auch, kleiner Mann.«

Der Colonel machte Anstalten, sich von seinem Stuhl zu erheben, worauf ihm die Zigarette zu Boden fiel. Es war Mr Willbergs Hand, die ihn wieder hinunterdrückte.

»*Hören* Sie jetzt auf damit, Grenville? Ausgerechnet Sie ...«

»Oh, sparen Sie sich die Worte, Pete!«

Mrs Grenville setzte sich neben ihren Gatten, sagte jedoch kein Wort. Sie wusste, dass ihn jeder Versuch, ihn zu besänftigen, nur noch weiter aufbringen würde.

»Haben Sie die Opfergaben?«, fragte die Zigeunerin.

»Selbstverständlich!«, versicherte Leonora, bereits zu einem Beistellschrank unterwegs. Sie kehrte mit einer Karaffe aus geschliffenem Kristall zurück, worauf Holt ein Schauer über den Rücken lief, denn es hatte den Anschein, als enthielte sie Blut.

Als würde sie seine Unruhe spüren, wandte sich die Hellseherin ihm zu. »Er muss gehen.«

Der Colonel stieß einen ungeduldigen Seufzer aus, stand auf und schleifte Holt aus dem Salon. Dem Hausdiener war das nur recht.

»Hier«, sagte der Colonel und zog ein großzügig bemessenes Bündel Geldscheine aus seiner Tasche. »Das ist mehr, als ich versprochen hatte. Falls Sie vorhaben, es für Bier oder Frauen auszugeben, dann sorgen Sie dafür, dass es

nicht heute Abend geschieht, denn ich brauche Sie morgen früh wieder hier.«

»Selbstverständlich, Sir«, erwiederte Holt, vermochte seinen Drang, das Geld zu zählen, dabei jedoch kaum zu unterdrücken. »Um welche Zeit benötigen Sie mich wieder hier?«

»Bei Tagesanbruch«, erwiederte Greenville und packte Holt dann am Kragen. »Keine verdammte Minute später. Je eher dieser ganze Abschaum aus dem Haus ist, desto besser.«

Holt hatte immer schon das Bedürfnis verspürt, diesem Mann ins Gesicht zu spucken, aber der Colonel bezahlte ihn stattlich, sodass er sich schlichtweg verbeugte.

»Ich werde Sie nicht enttäuschen, Sir.«

Colonel Grenville richtete sich sein Jackett, warf Holt einen warnenden Blick zu und kehrte in den Salon zurück.

Bevor er die Tür hinter sich zuzog, bemühte sich Holt, noch einen letzten Blick auf die junge Leonora zu erhaschen, die gerade damit beschäftigt war, die photographische Kamera aufzustellen. Dabei erblickte er auch die nervösen Gesichter derer, die um den Tisch versammelt saßen, und die dunkle Flüssigkeit in der Karaffe zwischen den Kerzen.

Schließlich steckte er das Geld ein und ging auf direktem Weg zum Wagen. Während er durch das Gartentor schritt, warf er einen letzten Blick auf die Hausfront. Er sah einen grellen Lichtblitz aus dem Fenster des Salons dringen, sicher vom Blitzpulver der Kamera. Danach wurde der Raum so dunkel wie ein Grab, wie es alle anderen Räume in dem ansonsten menschenleeren Haus auch waren. Holt glaubte, ein heiseres, tiefes Knurren aus dem Salon dringen zu hören, und prompt lief ihm ein Schauer über den Rücken.

Der Colonel hatte ihm zwar nichts von diesem Treffen erzählt, doch Holt kannte die Familie nur zu gut. In diesem Raum würde etwas Ungeheuerliches geschehen. Etwas, was viel zu grauenhaft war, als dass man es offen aussprechen würde.

Je weniger er wusste, desto besser.